

Friedhelm Mennekes SJ

Ortsgemeinde und Jugendarbeit

Wenn hier der Durchgang durch die verschiedenen Dimensionen kirchlicher Jugendarbeit am konkreten Beispiel einer Gemeinde vollzogen wird (St. Markus in Frankfurt-Nied), dann mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß sich der Aufbruch in der Jugendarbeit wesentlich der katechetischen Bewegung verdankt, wie sie im Gefolge der Erneuerungen des Zweiten Vatikanischen Konzils und der National-synoden breiten Eingang in die Praxis der meisten Gemeinden gefunden hat. Und manches, was hier im Blick auf ein umfassendes Konzept der Jugendarbeit angesprochen wird, ist in anderen Gemeinden im Detail sicherlich noch konsequenter und praktischer entfaltet. Damit soll nicht ausgeschlossen sein, daß es nicht auch in Schulen, in Ortsverbänden, in bestimmten überörtlichen Bewegungen ähnliches zu berichten gäbe. Jedoch kann man insofern von einem „Kairos“ der kirchlichen Gemeindejugendarbeit sprechen, weil unter den verschiedensten gesellschaftlichen Bedingungen gerade die Ortsgemeinde von den Menschen, die dort wohnen, in die Pflicht genommen wird. Sich um die Kinder- und Jugendarbeit zu kümmern, gehört zu den großen Erwartungen zahlreicher Menschen gegenüber der Kirche. Sie leistet dabei in ihrem Bestreben um ein menschlicheres Zusammen-sein ihren diakonalen Dienst, und zwar in direkter Verlängerung ihrer Verkündigung. In den meisten Ortschaften ist die Kirche die einzige Instanz, die zu einem solchen subsidiären Dienst an Eltern wie Jugendlichen und Kindern fähig ist. Dieser Dienst soll in die „orientierte“ und in die „offene“ Richtung entfaltet werden.

Die katechetische Orientierung

Von der Taufe zur Firmung, das ist der Bogen, der über die ersten rund 15 Jahre eines jungen Menschen geschlagen wird und der das Ringen und Mühen der Gemeinde um ihn absteckt, bevor sie ihn dann tendenziell in sein selbständiges Leben hinein entläßt.

Grundvoraussetzung dieser katechetischen Arbeit ist, daß es bei dieser Glaubensvermittlung nicht vorrangig um Wissensgehalte geht. Das Hauptziel ist vielmehr eine beispielhafte und erfahrungsbezogene Einübung zentraler Momente der christlichen Lebensform. Die Kinder sollen erfahren können, daß der Glaube „zum Leben gehört“, genauer: daß der Glaube zu einer wirklichen menschlichen

Lebensführung befreien kann. Im Mittelpunkt steht die Person des überzeugten Christen, stehen die am Glauben aktiv interessierten Personen, die ihre persönlichen Erfahrungen mit dem jungen Menschen austauschen, Menschen also, die bekennen, erklären und – am Ende – auch lehren und unterrichten.

Wie diese Einübung im einzelnen zu konzipieren ist, hängt wesentlich davon ab, ob und wie weit der christliche Glaube bereits als ein integrierter Bestandteil der Sozialisation erlebt wurde. Diese Sozialisation findet vorwiegend im Elternhaus statt. Sie soll durch die Gemeindekatechese als ganze glaubensbezogene Impulse erfahren. Von daher ist eine intensive Elternarbeit selbstverständlich.

In der gegenwärtigen Situation hat die begleitende Glaubenseinübung sieben Phasen. Dabei baut das jeweils folgende Element auf den vorangegangenen auf. Die Phasen sind: 1. die Taufvorbereitung, 2. der Mini-Club der Gemeinde, 3. der katholische Kindergarten, 4. die Vorbereitung auf die Erstkommunion, 5. der Bußkurs, 6. die Gruppenarbeit vor der Firmung, 7. die Gruppenarbeit nach der Firmung.

1. Die Taufkatechese

Die erste Begegnung des neugeborenen Kindes mit der Ortsgemeinde erfolgt mittelbar: Sie läuft über die Eltern. Mit der Anmeldung zur Taufe und dem darauffolgenden Taufgespräch bekunden die Eltern, daß sie um eine soziale wie weltanschauliche Anbindung ihrer Erziehung bemüht sind. Umgekehrt gibt ihnen die Gemeinde das Startvertrauen, mit dem christlicher Glaube zunächst praktiziert und nicht gelehrt wird. Wenn Glaube grundsätzliches Leben aus einem religiösen Grundvertrauen ist, dann muß das Vertrauen selbst an erster Stelle stehen. Konkret bedeutet dies, daß der Vertreter der Gemeinde die Eltern des Täuflings bei ihrem gewachsenen Glauben behaftet und sie im Namen dieses Glaubens zu christlicher Erziehung beauftragt. Es ist die vornehmste Aufgabe des Taufgesprächs, das Vertrauen zwischen Ortsgemeinde und Elternhaus zu schaffen. Dabei geht es weder um eine Belehrung noch um eine Bevormundung noch um eine sonstige Beauftragung mit Wenn und Aber, sondern um eine freie und offene, vertrauengetrugene Sendung. Der erste Ort des Glaubens, der in dem Kind entstehen soll, ist das Vertrauen selbst, seine Atmosphäre, sein Grund in Schenken, Geben und Nehmen. Das Taufgespräch führt in die Taufe selbst, das erste Fest, bei dem das Kind im Mittelpunkt steht, das von den Eltern zusammen mit der Gemeinde gestaltet und gefeiert wird im kleineren oder größeren Kreis von Verwandten, Bekannten und Freunden.

Ziel des vorbereitenden Taufgesprächs wie der Tauffeier ist die emotionale Unterstützung des jungen Paares. Denn nicht der gelehrte Glaube der Kirche ist es, sondern der konkrete Glaube der Eltern, der möglichst unbestrittener Bestandteil des Grundverstehens der Eltern sein soll. Ihr Selbstverständnis, ihre Beziehung und die ideale Vorstellung dieser Beziehung werden angesichts des Kindes und

damit angesichts der Taufe lebendig und angefragt. Gefragt sind sie auch, inwieweit sie sich in ihrer Beziehung in Gott gebunden und geborgen fühlen. Letztendlich ist angefragt und herausgefordert die Liebe des elterlichen Paares, welche den eigentlichen Ort für die Erziehung des Kindes abgibt.

2. Der Mini-Club der Gemeinde

Viele Gemeinden veranstalten sogenannte „Mini-Clubs“, wo sich Eltern (meistens nur Mütter) mit ihren Kindern im Alter von eineinhalb bis drei Jahren treffen, und zwar jede Woche etwa 2 Stunden. Pro Monat wird ein Elternabend durchgeführt.

Mit dieser Arbeit werden folgende Ziele angestrebt: Kinder, die noch nicht im Kindergartenalter sind, haben die Möglichkeit, sich hier zu treffen, um den Umgang mit Gleichaltrigen im Spiel und auch in der Auseinandersetzung mit anderen zu lernen. Eltern können das Verhalten der eigenen und auch der anderen Kinder beobachten, miteinander darüber sprechen, andere Eltern kennenlernen. Dabei helfen sie sich gegenseitig. Auch die religiöse Erziehung von Kleinkindern wird dabei angesprochen.

Der Mini-Club bietet somit neben anderen folgende Möglichkeiten: Herausholen von Kindern und meist jungen Eltern aus der Isolation der Wohnung und Integration in Gruppen; Kennenlernen von Gesprächspartnern, die bereit sind, zuzuhören, Probleme miteinander zu diskutieren und womöglich sogar diese gemeinsam zu lösen; Einführung bzw. Einbindung dieser Familien in die Gemeinde.

3. Die religiöse Erziehung im katholischen Kindergarten

Die Ziele im katholischen Kindergarten sind fast deckungsgleich mit denen, die in nicht konfessionell gebundenen Kindergärten angestrebt werden. Die Kinder sollen ihre Umwelt kennenlernen und sich mit ihr auseinandersetzen, mit den Dingen, die man sehen, anfassen und messen kann (erste Dimension: empirische Wirklichkeitsebene); ferner sollen sie befähigt werden, sich zu freuen, sich und andere zu trösten, Geduld, Mut und Zuversicht zu üben (zweite Dimension: Ebene der menschlichen Grundfähigkeiten, Grundverhalten). In der religiösen Erziehung kommt noch eine dritte Dimension hinzu: die Dimension des Glaubens. Es findet eine vorsichtige Kontaktaufnahme und Beschäftigung mit dem statt, was unser Leben, unsere alltäglichen Erfahrungen und die bestehenden Verhältnisse übersteigt (zum Beispiel: Warum ist die Oma gestorben? Warum ist meine Freundin krank?). Diese religiöse Dimension ist ein Suchen und Tasten nach einer Antwort auf die Frage nach dem Ziel und dem Grund unserer christlichen Hoffnung, nach dem tiefsten Grund der Liebe und nach der Quelle unseres Vertrauens und Mutes zum Leben.

Weil das Gottesbild für die religiöse Erziehung von entscheidender Bedeutung

ist, muß Gott den Kindern nahegebracht werden als einer, „der unsere Lebensfreude bejaht, der unseren Lebenseln nicht dämpft, sondern stärkt“. In vier Schritten kann eine Deutung auf Gott hin versucht werden: 1. der engagierte Glaubenskommentar der Erzieherin, der über die bloße Darlegung von Fakten hinausreicht; 2. Ermutigung und Anleitung, Gebete frei zu formulieren; 3. das Erzählen von biblischen Geschichten mit einer Verbindung zum Leben der Kinder; 4. Feier von Wortgottesdiensten.

Es geht vorab nicht um inhaltliche Lernziele, sondern um den christlichen Glauben als Lebensstil. Deshalb ist die Atmosphäre im Kindergarten wichtig: der Umgang und die Kommunikation zwischen Kindern, Erziehern und Eltern. Als Medien und Materialien ist auf folgendes zurückzugreifen: Erzählungen, Gespräche, Bilder, Musik, kreatives Tun, Sinnesübungen, Bewegungsspiele, Rollenspiele, Festgestaltung usw. Die Einbindung des Kindergartens in die Gemeinde wird deutlich durch die aktive Beteiligung am Leben der Gemeinde.

Die Bemühungen um religiöse Erziehung im Kindergarten haben einerseits ihre Grenzen in der Person der Erzieherin und in der Erzieher-Kind-Relation, und andererseits in der Bereitschaft der Eltern, sie mitzutragen und zu unterstützen.

4. Vorbereitung der Kinder auf die Erstkommunion

Am Ende des zweiten Grundschuljahrs werden die Kinder in den Gemeinden auf den Empfang der Erstkommunion in der darauffolgenden österlichen Zeit angesprochen. Sie werden dann in die Gemeinde eingeladen und in Gruppen von fünf bis sieben Kinder aufgeteilt. Jede dieser Gruppen wird geleitet von einem Mitglied der Gemeinde, zumeist aus den Reihen der Eltern, die selbst ein Erstkommunionkind haben. Zu Beginn des dritten Schuljahrs treffen sich die Kinder regelmäßig.

Die Gruppenarbeit während der etwa sechsmonatigen Vorbereitungszeit hat drei Phasen. In der ersten Phase sollen sich die *Gruppen* zusammenfinden. Die einzelnen Kinder sollen erfahren, daß sie von der Gruppe angenommen und getragen werden. Dabei wird dann die Gruppe Träger von Inhalten, um die es in der Vorbereitungszeit geht. Solche Inhalte bestehen in der intensiveren sozialen Erfahrung: gemeinsam sehen, gemeinsam hören, miteinander sprechen, miteinander handeln. Erste Grundunterscheidungen von dem, was für das Kind „gut“ bzw. „böse“ ist, werden erarbeitet. So wird Gemeinde für das Kind konkret: eine Gemeinschaft, die den einzelnen annimmt und die sich unter den Anruf Gottes stellt.

In der zweiten Phase wird versucht, die Kinder zu einer *Jesusbegegnung* zu bringen. Geschichten von Jesus werden von ihrer Bedeutung für den einzelnen wie für die Gruppe und das Zusammenleben von Menschen gelesen, besprochen, durchgespielt und bedacht.

Die dritte und letzte Phase schließlich bereitet die Erstkommunion als eine

Jesusfeier in der Gemeinde vor. Mit den Kindern soll das gemeinsame und familiäre Fest zu Hause vorbereitet werden.

Im Unterschied zur traditionellen Vorbereitung auf die Erstkommunion kommt es auch in dieser Form der kirchlichen Kinderarbeit nicht so sehr auf eine Vermittlung von Inhalten an, sondern es kommt darauf an, Erfahrungsfelder für einen lebendigen Glauben zu schaffen. Die Kinder sollen in das Gemeindegesehehen eingebettet werden. Sie sollen die Gemeinde erfahren als einen Zusammenhalt von Menschen, die an Jesus glauben, und als eine Gemeinschaft, die den einzelnen in seinen Schwächen mitträgt und in seinen Stärken sich entfalten hilft.

5. Bußkatechese

Immer wieder ergeht im Neuen Testament die Aufforderung Jesu an uns, unser mit Schuld beladenes Leben auf Gott hin neu auszurichten. Buße im Sinn von Neuorientierung und Umkehr ist somit elementarer Bestandteil christlichen Lebens. Daher ist es verständlich, daß der Kurs zur Bußkatechese nur ein Schwerpunkt innerhalb der religiösen Erziehung sein kann, die schon sehr früh beginnt (Mini-Club) und sich notwendig über den Bußkurs hinaus fortsetzt (Firmung).

Die Kinder, die den Bußkurs besuchen, sind neun bis zehn Jahre alt. Sie stehen innerhalb der Entwicklung ihres Moralverständnisses meistens noch auf einer Stufe, auf der gleichaltrige Spielkameraden und die Interaktionen mit ihnen großes Gewicht haben, wie Untersuchungen zeigen. Es herrscht in diesem Alter ein leicht immoralischer Absolutismus vor. Erst allmählich werden die Kinder fähig, mögliche Verschiedenheiten der Ansicht von „gut“ und „böse“ anzuerkennen.

In den hier genannten Hauptzielen spiegelt sich der Aufbau des Kurses wider: Hinführung der Kinder zur Versöhnungsbereitschaft als Grundlage zwischenmenschlicher Beziehung; Einführung in die Erkenntnis, daß Buße eine doppelte Ausrichtung beinhaltet: Erkennen von Schuld (Bereuen, Bekennen, Wiedergutmachen), Buße, Aufbruch zur Liebe (Hoffnung, Neuorientierung). Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß die Kinder die Buße nicht als bedrückend und unangenehm, sondern als Befreiung im Vertrauen auf Jesus erfahren. Dies soll durch Übertragung verschiedener Gleichnisse in die Erfahrungswelt der Kinder geschehen.

6. Gruppenarbeit vor der Firmung

Die Firmung wird in vielen Gemeinden etwa 15jährigen Jugendlichen gespendet. Sie werden in einem rund einjährigen Kurs auf den Empfang dieses Sakraments vorbereitet. Dabei ist es das Ziel, die Jugendlichen in ihrer Lebenssituation kritisch zu begleiten und ihnen in der Auseinandersetzung mit sich und ihrer Umwelt die Relevanz des christlichen Glaubens aufzuzeigen.

Die Gruppenarbeit vor der Firmung geht davon aus, daß das Interesse der

Jugendlichen an der Religion weitgehend geschwunden ist. Trotzdem soll versucht werden, Religion als einen Träger und Katalysator der Ich-Entwicklung und Freiheitsentfaltung darzutun. Dieser Ansatz bedingt, daß die Religion sich nicht um ihrer selbst willen darstellen kann. Sie wird für den Dienst am Jugendlichen gewissermaßen „funktionalisiert“, das heißt, biblische oder theologische Inhalte werden insoweit relevant, als sie den Jugendlichen helfen, eigene Fragen und Erfahrungen zu thematisieren und aufzuwerfen. Ziel dieser Arbeit ist es, den Jugendlichen durch die Gruppe ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und Geborgenheit zu vermitteln. Firmung ist für den Jugendlichen die erste eigene Glaubensentscheidung: Er sucht in der Glaubenswelt die Ablösung von den Autoritäten, die bislang Einfluß auf sein Leben nahmen. Da er also in dieser Altersstufe in einer Phase der Entscheidungen lebt, ist hier die Gruppenarbeit geeignet, eine Atmosphäre des Vertrauens und der Offenheit zu ermöglichen, die es dem Jugendlichen erlaubt, sich in seinen Fragen und Einstellungen einzubringen.

Besonderes Gewicht haben in der Gruppe die begleitenden Erwachsenen, durch die der christliche Glaube personal vermittelt wird. Von ihnen wird es abhängen, wieweit sie ihre eigenen Glaubenserfahrungen glaubhaft und offen einbringen und damit die Gestaltung der besonderen Atmosphäre fördern. In dieser offenen Arbeit ist zudem garantiert, daß auch die erwachsenen Partner frag-würdig bleiben.

Durch ein Firmpraktikum soll der Jugendliche die Tätigkeitsbereiche der Gemeinde und die Zusammenarbeit kennenlernen. Durch das Beispiel der in der Gemeinde engagierten Gemeindemitglieder soll der Firmling Ansporn und Anreiz bekommen, selbst Aufgaben in der Gemeinde zu übernehmen.

7. Gruppenarbeit nach der Firmung

Bis zur Firmkatechese baut sich die Arbeit gewissermaßen von Stufe zu Stufe auf. Doch mit der Firmkatechese kommt es zu ersten Differenzierungen und Entscheidungen. Es bilden sich Gruppen, in denen sich auch die unterschiedlichen Ausbildungsgänge und Schultypen niederschlagen. Es kommt zu Differenzierungen, die den Teilungsprinzipien der Gesellschaft verwandt sind. Schüler trennen sich von Arbeitern, Oberschüler von Grund- und Realschülern. Die Jugendarbeit einer Gemeinde muß sich diesen Differenzierungsgesetzen gegenüber offenhalten, also die sich vollziehenden Differenzierungsvorgänge aufgreifen. Das kann entlang alternativen verbandlichen Strukturen geschehen, das kann einfach mit den unterschiedlichen Typen der Gruppenleiter geschehen oder mit Rücksicht auf sonstwie gewachsene Strukturen gelingen.

Mit dem Jugendalter werden diese verschiedenen, sich differenzierenden Gruppierungen zum Teil auch untereinander in Konflikte geraten. Während die einen noch eher vom Inhaltlichen her in den bewährten Bahnen kirchlicher Jugendarbeit anzusprechen sind, wird es bei den anderen immer schwieriger sein, sie für diese geistigen Bezüge zu interessieren.

Was macht nun im Rückblick auf die verschiedenen einzelnen Dimensionen das Gemeinsame aus, das allem zugrunde liegt? Was ist der einheitliche Aspekt? Er läßt sich in folgenden vier Elementen angeben: Zielorientierung, Methode, leitendes Interesse und gemeinsam erlebte Praxis.

Die *Zielorientierung* wird von der elterlichen und jugendlichen Erwartung her nahegelegt, die Kirche möge sich um Kinder und Jugendliche kümmern. Das bedeutet, daß sich die Gemeinde den verschiedenen Altersstufen in einer geeigneten Weise zuwendet: mit guten spezifischen Angeboten und mit qualifiziertem Personal. Dabei sollte der Ausbau aller Stufen der pädagogischen Angebote das Ziel sein, um beispielsweise eine Gemeinschaft von Eltern zu ermöglichen, während der gesamten Erziehungsphase zusammenzuwirken und die Gemeinschaftsdimension dann auch auf die Kinder zu übertragen. Die Gemeinde muß zu einem Ort werden, der praktisch eine intensivere Begegnung in den fundamentalen Fragen des Alltags ermöglicht. Daß diese Praxis die Folge eines theoretischen Bezugs ist, der sich letztlich in der Orientierung an der Botschaft Jesu ausrichtet, versteht sich von selbst, und sei es auch nur, weil es die Rason des Trägers ist.

Methodisch muß die phasengerechte Pädagogik im Vordergrund stehen. Sie wird sich jeweils in Gesprächsabenden als relevanter Bezugspunkt darzulegen haben. Darüber hinaus aber müssen Spiel, Kreativität und gemeinsames Feiern die grundlegenden methodischen Grundsätze werden. Sie sind die Indikatoren dafür, ob sich eine Methodik nicht nur in ihrem theoretischen, sondern auch im praktischen Vollzug als lebendig erweist. Fahrten, Wettspiele, Feste, Gottesdienste, Musizieren, Gestalten usw. sind solche Tests methodischer Ernsthaftigkeit.

Schließlich wird es ein *gemeinsames Interesse* geben. Es ist letzten Endes der Kern einer einheitlichen Jugendarbeit. Es kann in der Kategorie der Begegnung liegen, die sich mit zunehmendem Alter und fortschreitender Ausdifferenzierung immer mehr ausprägt. Wird diese Leitidee, dem Kind bzw. Jugendlichen als einer eigenen, sich entfaltenden Person gerecht zu werden, in den frühen Jahren in klaren Anleitungen und Anweisungen bestehen, so zieht sich dieser Aspekt mehr und mehr zurück und entwickelt sich zu einer immer offeneren und freieren Begegnung. Am Ende wird sich der erwachsene Mitarbeiter in der Jugendarbeit lediglich nur noch als Person einbringen und zeugnishaft Problemlösungen oder Beratungen anbieten.

Doch über diesen begegnenden Aspekt hinaus ist schließlich der der *gemeinsam erlebten Praxis* wichtig. Es ist dies der Aspekt der Gemeinschaft, der gemeinsam getragenen Mitarbeit, des Feierns und des Gefühls, in einer gemeinsamen Situation zu stehen. Dies ist ein tragendes und prägendes Element in der gemeinsamen Kinder- und Jugendarbeit. Es mündet nicht zuletzt in den Gottesdienst und damit in die Offenheit für weitere Erneuerungen. Es ist die Offenheit der jeweiligen Praxis für eine bessere Entsprechung zu neuen und weiteren Möglichkeiten geistig-geistlicher Bewältigung angesichts bestehender Herausforderungen.

Die „offene“ Dimension

Vor etwa fünf Jahren ist in der Jugendarbeit der Gemeinde Sankt Markus Nied neben dem „orientierten“ Bereich ein sogenannter „offener“ Bereich eingeführt worden. Anlaß dazu bot die Beobachtung, daß von der Hauptschule (die in der Gemeinde liegt) kein einziger Schüler und keine einzige Schülerin in irgendeiner Gruppe Mitglied war. Die Mitgliedschaften erloschen meistens sehr bald nach Gründung der Gruppen im Anschluß an den Kommunionunterricht. Wer sich „hielt“, besuchte das Gymnasium oder wenigstens doch den Mittelstufenzweig einer benachbarten Gesamtschule. Doch auch dieser Mittelstufenbereich war im Vergleich zum Gymnasium unterrepräsentiert. Bedenkt man, daß in diesem Stadtteil mit einem überwiegenden Anteil an Arbeiterfamilien der Gesamtanteil der Gymnasiasten relativ gering ist, so ergab sich als Fazit, daß die Jugendarbeit der Bevölkerungsstruktur des Stadtteils nicht gerecht wurde.

Ein erster Weg zur Behebung dieses Mißstands war der Versuch, die bestehende Jugendarbeit aufzuteilen, und zwar in schulweltorientierte und arbeitsweltorientierte Gruppen. Das bedeutete, daß neben den Schülern der weiterführenden Schulen vor allem Hauptschüler und Lehrlinge in gesonderten Gruppen erfaßt werden sollten. Bei diesen neu gegründeten Gruppen wurde darauf geachtet, daß ihnen kein Gymnasiast angehörte.

Die Trennung in diese beiden Bereiche war seinerzeit äußerst umstritten, weil immer wieder behauptet wurde, Freundschaft zwischen Jugendlichen sei alltagsweltübergreifend. Es war nicht leicht, eine solche Argumentation aufzubrechen. Der Hinweis verfiel nicht, daß alle bestehenden Gruppen von Gymnasiasten dominiert waren, daß es keinen Auszubildenden als Gruppenleiter gab und daß der Hang zur Versprachlichung des Gruppenlebens in Schulweltkreisen eine Unterdrückungstendenz in Richtung der Arbeiterjugendlichen bedeuten mußte.

Der lang andauernde Streit wurde schließlich beendet, als im Zusammenhang mit dem Einbau eines Speisewagens der Deutschen Bundesbahn sozusagen über Nacht eine Treffmöglichkeit für die arbeitenden Jugendlichen geschaffen wurde, die von diesen dann auch umgehend akzeptiert wurde. Die Gemeinde, die mit dem Speisewagen zunächst die Träume eines harmonisierenden und integrierenden Gemeindetreffs verfolgte, gab diese Träume sehr schnell auf und nahm die Jugendlichen, die sich „testweise“ in ihren Räumen einfanden, ohne Wenn und Aber an.

Damit wurde der Weg zu einer offenen Jugendarbeit betreten. Von Anfang an war klar, daß eine solche Arbeit ohne fachlich ausgebildetes Personal nicht zu verantworten war. Mit Unterstützung der Stadt Frankfurt gelang es, zunächst eine Freizeitkraft, dann aber eine volle pädagogische Kraft anzustellen. Das „Offene Jugendzentrum Speisewagen“ nahm dann auch sehr schnell einen steilen Aufschwung. Während der „großen Zeiten“ kamen bis zu 600 Jugendliche wöchent-

lich in das Zentrum, das jeden Abend (außer montags) von 18–22 Uhr geöffnet war. Diese Zahlen pendelten sich inzwischen auf ca. 500 Jugendliche ein. Aufgrund weiterer Förderungsmaßnahmen durch die Bundesanstalt für Arbeit konnten noch zwei weitere Sozialpädagogen und zusätzliche ehrenamtliche Mitarbeiter gewonnen werden.

Diese Arbeit, das Ringen um den Kurs, das Aufarbeiten der Probleme und Konflikte, die mit ihr zusammenhängen, haben in der Folge das Alltagsleben der Gemeinde weitgehend verändert. Das lag unter anderem auch daran, daß die offene Jugendarbeit von Anfang an ein integrierter Bestandteil der Gemeindearbeit selbst war und nicht sozusagen „locker“ in liberaler Trägerschaft geduldet wurde.

Faßt man die Erfahrungen, die hier gemacht wurden, zusammen, so lassen sie sich an den folgenden drei Thesen festmachen: 1. Offene Jugendarbeit bringt die „Ränder“ zur Wahrnehmung. 2. Offene Jugendarbeit setzt die Gemeinde unter einen qualitativen Prozeß. 3. Offene Jugendarbeit gibt die orientierte Jugendarbeit zu ihrem Spezifikum frei.

1. Die Wahrnehmung der Ränder

Unter offener Jugendarbeit versteht man zunächst das Angebot eines Trägers, der sich grundsätzlich an alle Jugendlichen eines bestimmten Gebiets (Stadtteils) richtet. Vom Selbstverständnis her wird dabei grundsätzlich keinerlei Ausnahme gemacht. Jeder ist willkommen, keiner wird weggeschickt. Freilich ist diese Umschreibung zunächst nur Theorie, denn „alle“ Jugendlichen treten normalerweise nicht zusammen auf. Sie gliedern sich in Klassenstrukturen und Aufbauelemente der Gesellschaft entlang in Sozialschichten. Offene Jugendarbeit bedeutet darum eigentlich, daß der Träger sich vor allem für Jugendliche aus dem sozial unteren Bereich öffnet.

Das erste, was dabei wahrgenommen wird, ist der Jugendliche selbst: sein konkretes Gesicht, seine Art, sich zu kleiden, seine Sprache, seine Umgangsformen, seine Interessen, schlichtweg seine ganze Alltagswelt. Zusammen damit begegnet auch die Herkunftswelt dieser Jugendlichen: die sozialen Lebensbedingungen der Familien, ihre Traditionen, ihre Konflikte, ihre Lebensperspektiven. Gerade für kirchliche Jugendarbeit ist eine solche Begegnung zunächst einmal neu; denn diese Jugendlichen – und im Grund auch Vertreter dieser Schicht – kommen unter den meisten anderen Aspekten in einer normalen Gemeindearbeit nicht vor. Eine Ausnahme mag allenfalls die häusliche Krankenpflege bilden. Vielfach kommt es hierbei zu einer wirklichen Wahrnehmung, wie klein der Kreis ist, den die normale Gemeindearbeit im Umfeld eigentlich nur erreicht; denn im Hinblick auf die Arbeitervorstadt begegnet im Grund die Mehrheit der Bewohner der Gemeinde nicht. Damit wurden nicht nur Menschen und Gesichter wahrgenommen, sondern auch die Häuser bzw. Häuserblöcke, in denen diese Jugendlichen wohnen. Natürlich wußte man auch schon vorher, daß in diesen Blöcken manche sogenann-

te Sozialfamilien wohnen. Sie waren meistens unter dem Titel der Lärmbelästigung, der Kriminalität, des Alkoholkonsums bekannt. Aber das war nur eine theoretische Wahrnehmung. Erst die Jugendlichen ließen diese Bereiche konkret wahrnehmen.

Die Begegnung mit den Jugendlichen brachte natürlich auch eine Reihe von besonderen Problemen und Herausforderungen. Dazu gehören gesteigerter Alkoholkonsum, leichte Reizbarkeit und Aggressivität, tätliche Auseinandersetzungen, Rivalitäten von Cliquen, Arbeitslosigkeit, familiäre Desozialisation, Respektlosigkeit, sozialamtliche Demütigungen, Ämterarroganz, Willensschwäche, Frühschwangerschaft und Abtreibung, sexuelle Hörigkeit, neofaschistische Neigungen in bestimmten Cliquen, die Welt des Motorrads im jugendlichen Alter, eine bestimmte Selektion der Musik, Ausländerfeindlichkeit. Zu diesen negativen Aspekten gesellen sich auch positive: Zuneigung, Vertrauen von Jugendlichen, Verlässlichkeit und Kameradschaft, Freundestreue, Dankbarkeit, Erfolg bei Vermittlungen, insgesamt natürlich die gesamte Bandbreite, die sich als positiver Lebensimpuls für eine pädagogische Arbeit so oder so immer einstellt.

Schließlich bedeuteten diese Erfahrungen natürlich eine Umstrukturierung unseres persönlichen Handelns. Wir sahen uns zunehmend konfrontiert mit der Notwendigkeit zu pädagogischer Beratung, zur Arbeitsstellenvermittlung oder zu Ämterbezügen; wir mußten eine sogenannte Sinnleere durch inhaltliche Angebote auffangen, versuchten, Jugendliche zu beschäftigen, den Alkoholkonsum zu reduzieren und vor dem Mißbrauch sogenannter leichter Drogen zu warnen. Wir konnten Konflikte schlichten, Beziehungsängste und Konflikte austragen helfen; wir mußten die zielgerichtete Erweiterung des Raumangebots betreiben, die bis zu einer Teestube, einer selbstverwalteten Disco, einer eigenen Jugendzeitschrift und zur Umfunktionierung des Pfarrsaals in ein Tischtenniszentrum führte. Dazu gehörte vor allem der Aufbau regelmäßiger Fahrten mit dem Ziel, den Jugendlichen neue Perspektiven und auch Begeisterung für das Fremde zu vermitteln.

In diesen Dimensionen geschah vor allen Dingen eins: Innerhalb der Gemeindegemeinschaft hatten wir es nun auf einmal nicht nur mit dem Kern unserer Gemeinde selbst zu tun, sondern griffen in unseren Beziehungen aus zu den Menschen, wie sie am Ort lebten und begegneten. Die gesamte Gemeindegemeinschaft hatte auf einmal eine gesteigerte Bandbreite und ließ wesentlich mehr als bisher die Menschen am Ort wahrnehmen. Ihre Betroffenheiten waren auch die Betroffenheiten der Gemeinde, ihre Empfindsamkeit und Sensibilität verband sich mit unserer, die auf einmal nicht nur theoretisch-biblisch fundiert war.

2. *Der qualitative Gemeindeprozeß*

„Und Jesus sandte seine Jünger aus zu je zwei und zwei in die Städte und Dörfer und an die Plätze, in die er selbst kommen wollte“ (Mk 6, 7). Ein Grundthema der neueren Gemeindegemeinschaft ist die Identifikation der ganzen Gemeinde mit der

Kirche vor Ort. Es ist die Gemeinde, die in ihrer kompletten Arbeits- und Daseinsweise die ganze Kirche am jeweiligen Ort repräsentiert. Diese Gemeinde ist aber – gewissermaßen in persona Christi – gesandt. Sie ist gesandt in der Nachfolge Jesu, sein Werk und seinen Geist zu repräsentieren, und sie ist zugleich die Gesandte, die das Gekommensein des Gesandten repräsentiert.

Wer gesandt ist, ist herausgefordert zur Begegnung. Wer ins Unbekannte hinein gesandt ist, muß sich auf das je und je Begegnende einlassen. Wer an einen bestimmten Ort gesandt ist, ist gesandt zu dem, was und wer ihm hier begegnet, sie anzunehmen und unter die Verheißung des kommenden Gottesreichs zu stellen. Diese „Annahmedimension“ des Gemeindelebens gehört wesentlich, neben anderen Aspekten, zur alltäglichen Wirklichkeit einer Gemeinde. Der Prozeß der Annahme steht nun unter der Herausforderung, daß die Gemeinde sich dem Begegnenden aussetzt, auf ihn eingeht, ihn gewissermaßen von seinem Anderssein her versteht und ihn selbst als vom Herrn, von Christus, aufgegeben betrachtet. Es ist Christus selbst, den die Gemeinde in ihrer konkreten Arbeit repräsentiert und in dessen Geist sie die Begegnung vollzieht. Diese Andersheit kann sehr vielfältig sein; sie kann aber auch sehr konkret und herausfordernd sein, ja sie kann eine Zumutung sein. Immer gilt es, diese Herausforderung anzunehmen.

In der Begegnung selbst kommt unweigerlich die Frage, was die Gemeinde bereit ist einzusetzen, welches Maß an Verunsicherung, an Engagement, an gutwilliger Bereitschaft, an Offenheit und an innerer Beweglichkeit. Doch gefragt sind nicht nur Toleranz, Offenheit und Aufnahmebereitschaft, sondern gefragt ist auch konkret, was an Kapital, an Räumen und an Personal einzusetzen ist. Hier entscheidet sich eben, ob man bereit ist, das, was man besitzt, mit den anderen zu teilen, oder ob man darauf aus ist, es mit Gleichgesinnten zu genießen. Es ist die Frage, ob man etwa ein neugebautes Gemeindezentrum als Schmuckkästchen bewahren möchte, oder ob man es für die konkrete Gemeindegarbeit und ihre Grundvollzüge zur Verfügung stellt.

Schließlich ist die Gemeinde gefragt, wie konstruktiv ihr Glaube ist, wie weit er in der Lage ist, vielfältige Spannungen und auch Zumutungen, wie sie so verschiedenartige Begegnungen an einem konkreten Ort ins Haus bringen, aufzuheben und zu bewältigen. Schlichtweg ist es die Frage, ob eine Gemeinde sich führen läßt vom Geist Christi, ob sie eingeht auf konkrete Herausforderungen, sich rufen läßt in eben jene Plastizität, in die jeder einzelne berufen ist.

3. Nochmals „offene“ und „orientierte“ Jugendarbeit

Offene Jugendarbeit ist nicht die ganze kirchliche Jugendarbeit. Ohne Zweifel sind innerhalb der Jugendarbeit auch berechnete katechetische und verkündigende Interessen legitim. Normalerweise werden aber diese konstruktiv-kirchlichen Ansätze gewissermaßen paralytisiert, weil das Prinzip der Offenheit das Prinzip des „konkreten Rufes“ und der Nachfolge blockiert. Je weiter die Toleranzschwelle

hinausgeschoben wird, desto geringer ist die gemeinsame Basis und Bandbreite.

Eine Jugendarbeit, die polar angelegt ist, kann dabei aber so verschiedene Prinzipien wie „Offenheit“ und „konkreten Ruf“ realisieren. Eine Gemeinde, die sich dazu durchgerungen hat, eine offene Arbeit zu betreiben, kann gerade aus diesem Grund über den offenen Treff hinaus den Ruf in die Nachfolge Christi und in einen christlichen Lebensvollzug glaubhaft aussprechen. Die Existenz eines offenen Angebots im Rahmen einer differenzierten Jugendarbeit ermöglicht eine engagierte christliche Gemeinde, die als „junge Gemeinde“ genau das realisiert und weitertreibt, was die ganze Gemeinde aus Erwachsenen und Jugendlichen in ihrer Trägerschaft eines offenen Jugendtreffs anzieht: Offenheit, Dienst an den Nächsten, wie sie an dem Ort begegnen, an den sie als Gemeinde gesandt ist. Gerade in ihrer Differenzierung und in kooperativen Angeboten findet die kirchliche Jugendarbeit einer Gemeinde zu sich selbst und erreicht jene Ausstrahlung, die sie braucht, um überzeugend zu repräsentieren, wozu sie gerufen ist: Jesus Christus, seine Botschaft und seinen Geist darzustellen und zu realisieren.

Thesen einer zu erneuernden kirchlichen Jugendarbeit

1. Die Bereiche der offenen und orientierten Jugendarbeit in konkreten Kirchengemeinden dienen der Aufarbeitung von Problemen des Jugendalters, wie sie sich im Gemeindeumfeld einfinden, zum Beispiel Arbeitslosigkeit, Perspektivlosigkeit, Alkoholismus und Drogen; Jugendkriminalität, Gewalt, politischer Extremismus; Anonymität und Isolation gegenüber Großinstitutionen wie Schule, Behörden, Arbeitsfeld; persönliche Probleme aus Familie, Privatleben etc.

2. Eine differenzierte Jugendarbeit versucht, diesen Problemen auf drei Ebenen zu begegnen: durch das Angebot verschiedener Treffs: Club, Teestube, Sport- und Spielräume, Gruppenmusizieren, Meditationsräume, Fahrten, Feten, Feste, Festivals; durch die Ermöglichung reflektierter Gruppenerfahrung in Selbstverwaltung, inhaltlichen Angeboten, Gruppenerleben, gemeinsamen Aktionen; durch pädagogische Einzelarbeit, durch Beratung und Anleitung zur Selbsthilfe.

3. Die Jugendarbeit ist integrierter Bestandteil einer umfeldbezogenen Gemeindegarbeit. Sie gibt dabei der Gemeindegarbeit Inhalte vor, indem sie Probleme und Konflikte eingibt. Dabei repräsentiert die Gemeinde in ihren Gremien ein Gutteil der Bevölkerung des kommunalen Umfelds. Die Auseinandersetzung mit den Problemen, wie sie zwischen der Jugend- und der Erwachsenenwelt bestehen, ermöglicht dabei ein modellhaftes Abbauen von Konflikten und Vorurteilen und führt zu Wegen zu einem besseren Miteinander. Sie gibt daher Zeugnis für eine alternative Kommunikation und realisiert, wozu sie gesandt ist: ein Angeld für eine kommende neue Welt zu sein.